

MISCHA MANGEL

EIN SPALT LUFT

EIN SPALT LUFT

EIN SPALT LUFT

EIN SPALT LUFT

EIN SPALT LUFT

EIN SPALT LUFT

EIN SPALT LUFT

EIN SPALT LUFT

EIN SPALT LUFT

EIN SPALT LUFT

EIN SPALT LUFT

ROMAN

SUHRKAMP

Mischa Mangel

EIN SPALT LUFT

Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2021

© Suhrkamp Verlag Berlin 2021

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42989-1

EIN SPALT LUFT

Monsieur T.s Leben kann nicht wirklich vollständig erzählt werden. Seine Aussage fehlt.

Olivia Rosenthal:

Wir sind nicht da, um zu verschwinden

Der Schlüssel ist das ganze Haus. Punkt.

Michael Lentz: *Diktate*

I

■■■■■■ SIE SIND IN EINER KABINE, IN DER TEUFELS-
KABINE

■■■■■ Aus der Partnerschaft von Frau ■■■■■ und Herrn ■■■■■ ging das am ■■■■■ geborene Kind ■■■■■ hervor. Das Kind wurde nach der Geburt von beiden Eltern gemeinsam betreut. Im August ■■■■■ trennten sich die Eltern. Der Kindesvater konnte nur sporadische Kontakte zu seinem Sohn halten, die zeitweise ganz unterbrochen wurden. Eine nach der Geburt offenkundige Psychose der Mutter trat in Schüben sowohl ab März ■■■■■ als auch Anfang ■■■■■ auf. Frau ■■■■■ brach verschiedene psychiatrische Behandlungen ab, nahm ■■■■■ aus der Kindertagesstätte und zog sich von der Außenwelt zurück.

■ Es hatte eine Mutter ein Büblein von sieben Jahren, das war so schön und lieblich, dass es niemand ansehen konnte, ohne mit ihm gut zu sein, und sie hatte es auch lieber als alles auf der Welt. Nun geschah es, dass es plötzlich krank ward und der liebe Gott es zu sich nahm; darüber konnte sich die Mutter nicht trösten und weinte Tag und Nacht. Bald darauf aber, nachdem es begraben war, zeigte sich das Kind nachts an den Plätzen, wo es sonst im Leben gesessen und gespielt hatte; weinte die Mutter, so weinte es auch, und wenn der Morgen kam, war es verschwunden. Als aber die Mutter gar nicht aufhören wollte zu weinen, kam es in einer Nacht mit seinem weißen Totenhemdchen, in welchem es in den Sarg gelegt war, und mit dem Kränzchen auf dem Kopf, setzte sich zu ihren Füßen auf das Bett und sprach: »Ach Mutter, höre doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen, denn mein Totenhemdchen wird nicht trocken von deinen Tränen, die alle darauf fallen.« Da erschrak die Mutter, als sie das hörte, und weinte nicht mehr. Und in der andern Nacht kam das Kindchen wieder, hielt in der Hand ein Lichtchen und sagte: »Siehst du, nun ist mein Hemdchen bald trocken, und ich habe Ruhe in meinem Grab.« Da befahl die Mutter dem lieben Gott ihr Leid und ertrug es still und geduldig, und das Kind kam nicht wieder, sondern schlief in seinem unterirdischen Bettchen.

Das Foto zeigt den Säugling auf der Seite liegend, in einer Wiege, die Augen geschlossen, die Hand vorm Gesicht: ein sanfter Druck des Daumens in die Wange, eine leichte Wölbung. Auf dem Kopf des Säuglings einzelne dunkle Haare. Der Säugling ist zugedeckt, eine weiße Decke, voluminös, wie aufgebläht. Der Strampler aus sonnenblumengelbem Stoff, von einer Schleife oben geschlossen. Himmelblauer Stoff kleidet die Wiege aus und ist mit Wolken und einigen weißen Tieren bedruckt. Die Tiere, im Profil, erinnern halb an Wolken und halb an Vögel. Hinter der Wiege ist es schwarz.

■ Er träumt.

Er steht auf der Hauptstraße.

Die Ampeln sind nicht in Betrieb, keine Pkw, keine Fahrräder. Niemand auf dem Gehsteig. Der Blick in die Häuser auf beiden Seiten von Jalousien oder Vorhängen verdeckt, die Türen geschlossen. Am Straßenrand einige Bäume ohne Blätter. Der Himmel grau, kaum Wind.

Etwa dreißig Meter vor ihm sieht er eine Frau über die Straße trotten. Aus ihren Schulterblättern, durch die Kleidung hindurch, wachsen zwei Knochen, armdick, die nach einigen Zentimetern in glatten Stümpfen enden. Die Knochen sind sauber, ein klares Weiß.

Die Frau tritt die Straße hinunter. Er geht ihr nach.

Nach einiger Zeit hört er ein Knacken. Das Knacken wird immer lauter.

Dann, in einiger Entfernung, kippen die Häuser wie Baumstämme langsam nach links oder rechts, prallen zusammen, am Dach, an den oberen Stockwerken, brechen in großen Brocken auseinander – und fallen in sich zusammen. Die Trümmer türmen sich auf Straße und Gehsteig.

Die Frau tritt weiter. Er geht ihr nach.

Dann, direkt vor den Trümmerhaufen, ganz nah, bersten auch Straße und Gehsteig. Erst bilden sich, knisternd, wie bei einer dünnen Eisdecke auf einem See, die das erste Mal betreten wird, einige haarfeine Risse, die nur langsam größer und größer werden; dann splittert der Asphalt, splintern die Gehwegplatten, und die Bruchstücke sinken langsam, wie durch Wasser, nach unten.

Vor den Trümmern liegt nun ein etwa vier Meter breiter Graben. Er sieht nach unten. Der Grund ist nicht zu erkennen.

Die Frau bleibt stehen, sieht nach unten. Er geht auf sie zu.

Er bleibt etwa einen halben Meter hinter ihr stehen, die Stümpfe in ihrem Rücken bewegen sich langsam auf und ab.

Dass sie fliegen könne.

Er nickt.

Dass sie fliegen könne.

Er nickt. Er streckt erst den einen, dann den anderen Arm nach vorn, umschließt die Knochen mit beiden Händen und schraubt sie aus den Schulterblättern. Bei jeder Drehbewegung hört er den Widerstand des Skeletts, der Rückenmuskulatur.

Die Frau bleibt reglos stehen.

In seinen Händen zwei Knochen, hinten abgeflacht, nach vorn spitz zulaufend, die Oberfläche fleckenlos, zwei blendend weiße Pflöcke. Im Rücken der Frau zwei armdicke Löcher.

Kurze Zeit später sieht er, wie die Blutung stoppt, die Wunden sich schließen.

Er wirft die Knochen an der Frau vorbei in den Graben.

Die Frau sieht ihnen nach. Dann sind sie nicht mehr zu erkennen.

Sie sieht nach unten.

Er tritt neben sie. Er sieht: Sie spiegelt sich in der Luft.

Sie legt ihren Kopf in die Hände und weint.

Er dreht sich um, geht die Straße hinunter.

■ Ich bin fünfzehn oder sechzehn Jahre alt und stehe im Flur unseres Hauses. Das Haus befindet sich in einer Kleinstadt. Ich lebe in diesem Haus mit meiner Mutter, streng genommen Stiefmutter, aber ich sage Mutter, wenn das Gespräch auf sie kommt, das ist einfacher und klingt nicht so sehr nach einer grausamen Märchenfigur. Wenn ich mit ihr rede, spreche ich sie mit ihrem Vornamen an. Ich lebe in diesem Haus außerdem mit meinen zwei Brüdern, Halbbrüdern eigentlich, aber wie sollten sie nur zur Hälfte meine Brüder sein. Außerdem mit einer Katze, Türkisch Angora, und meinem Vater. Ein Mann, eine Frau, drei Kinder. Zehn Jahre zwischen mir und dem ersten meiner Brüder, elf Jahre zwischen mir und dem zweiten. Ein Mann, eine Frau, drei Kinder, eine Katze, ein Haus, ein riesiger Garten, ein paar Apfelbäume, ein paar Pflaumenbäume, ein paar Kirschbäume, eine Wiese hier, eine Wiese da, eine lange Hecke, ein Fußballtor, ein Baumhaus, ein Basketballkorb, eine Tischtennisplatte, ein Riesentrampolin, ein Wohnwagen, ein Gartenhaus, ein Wintergarten, eine Terrasse, ein Proberaum, Verstärker, Gitarren, ein Schlagzeug, ein E-Piano, ein paar Bücher, ein paar Spielsachen, einige Fahrräder, zwei Pkw, ein Kleinwagen und ein Van, außerdem Zimmer, viele, Kinderzimmer, Arbeitszimmer, Schlafzimmer, Wohnzimmer, Esszimmer, Abstellraum, Keller, Dachboden, drei Stockwerke, zur Hälfte geerbt, zur Hälfte von meinem Vater abbezahlt. Mein Vater ist Klavierlehrer, an öffentlichen Musikschulen und privat, mein Vater, der in meiner Kindheit so viel John Coltrane, Ahmad Jamal, Jan Hammer und andere Jazzmusik gehört hat, dass ich die kompliziertesten Stücke Jahre später wiedererkenne, ohne zu wissen, wann ich sie das

erste Mal gehört habe. Mein Vater, zu dem ich gekommen bin, nachdem man mich meiner Mutter weggenommen hat, kurz bevor ich drei Jahre alt wurde. Jetzt bin ich fünfzehn oder sechzehn Jahre alt und stehe im Flur meines riesigen Elternhauses, unter mir ein schmaler Läufer, vor mir die Kommode, in der sich die Handtücher stapeln. Auf der Kommode liegt das tragbare Telefon, das seit einigen Sekunden klingelt. Ich hebe es ans Ohr und melde mich mit dem Nachnamen meines Vaters, den ich vor ein paar Jahren angenommen habe, damit mein Name besser zum Nachnamen der übrigen Familienmitglieder passt. Ich höre eine männliche Stimme. Der Mann sagt, dass er Arzt sei, Psychiater, und meinen Vater sprechen wolle. Ich entgegne, dass mein Vater gerade nicht zu Hause sei, ich ihm aber etwas ausrichten könne, worauf der Arzt sich bedankt und sich verabschiedet. Ich lege das Telefon auf die Kommode zurück, sage meinem Vater nichts von dem Anruf und denke nicht mehr daran.

■■■■■ Es klopft an der Tür. Er öffnet die Augen.

Er sieht nach oben, zur Decke. Durch das Fenster fällt Licht ins Zimmer. Seine Augen passen sich der Helligkeit an, stellen sich neu ein. Die Konturen werden schärfer.

Das Gewicht seines Körpers auf der Matratze, ihr Widerstand.

Er drückt sich nach oben, setzt sich auf.

Es klopft an der Tür, hallt durch die Wohnung.

Er steht auf, geht aus dem Zimmer, durch den Flur, öffnet die Tür.

Er sieht ins Treppenhaus. Da ist niemand.

Er sieht nach unten. Zwei Briefe liegen auf dem Fußabtreter. Er beugt sich nach unten, nimmt die Briefe, öffnet sie. In dem einen Brief ein Schlüssel, wie neu. In dem anderen ein Blatt Papier, eine Liste:

Wohnung

Hof

Straße

Haus

Spielplatz

Park

See

Wiese

Wohnung

Treppenhaus

etc.

Er holt das Telefon. Er schließt die Augen.

Er öffnet die Augen.

Dann ruft er seine Tante an.

Dass er gern kommen könne. Schön, dass er anrufe. Lange habe es gedauert, aber wenn er nun komme, umso besser. Er solle sich beeilen. Wenn sie das Haus verlasse und in der Stadt umhergehe, sei an manchen Tagen alles schon so verblasst, dass sie den Bordstein kaum noch von der Straße unterscheiden könne. An anderen Tagen sei dagegen alles wie immer. Aber darauf könne man sich nicht verlassen.

Dann ruft er seine Cousine an.

Sie freue sich sehr, wenn er komme. Sie werde ihm gern alles zeigen, das heiÙe, alles, was noch übrig sei.

Dann ruft er den Onkel an.

Nein, er habe ihm den Schlüssel nicht geschickt. Wie er ihm etwas habe schicken sollen, das er nicht besitze. Aber wenn er ihm einen Rat geben dürfe, rate er ihm, im Interesse aller, vor allem aber in seinem eigenen Interesse, entschieden davon ab zu kommen. Ihm alles Gute. Er lege jetzt auf.

Dann ruft er im Büro an.

Er sei krank.

Wie lange.

Das wisse er nicht.

Er legt auf.

Er geht durch die Wohnung.

Er geht ins Schlafzimmer, an der Matratze vorbei, zum Fenster. Er blickt auf den Innenhof, den Spielplatz:

eine Rutsche

eine Schaukel

ein Klettergerüst